Nummer 352. XXI. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 14. Juli 1892.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Professor Ernst Haeckel als Politiker.

Man schreibt uns aus Süddeutschland:

„Professor Ernst Haeckel wird eine Deputation an den Fürsten Bismarck leiten und der Sprecher derselben sein."

Als die zahllosen Verehrer des berühmten Jenenser Gelehrten diese Notiz in den Zeitungen lasen, stutzten sie wohl, hielten aber ausgenblicklich die Nachricht für einen Irrthum. Haeckel, der unerschrockene Kämpfer für die wissenschaftliche Freiheit, konnte unmöglich eine Deputation zu dem Manne führen, der Jahre hindurch die Freiheit der Gesinnung tyrannisirte. Ob Zyrannis im Hinblick auf wissenschaftliche Ueberzeugung, oder Knechtung in politischer Ansicht, es läuft doch stets auf dasselbe, auf eine menschenunwürdige Maßregelung des denkenden Menschengeistes hinaus.

Und nun hat der Empfang beim Fürsten Bismarck thatsächlich stattgefunden, Professor Haeckel hat wirklich gesprochen, und seine Worte hatten eine scharfe politische Bedeutung. Wir Verehrer des großen Jenenser Forschers aber stehen peinlich berührt vor dieser vollendeten Thatsache, wissen uns kaum in dieselbe zu finden und suchen nach einer Erklärung für diesen Vorgang. Hat Herr Professor Haeckel vergessen, was er 1878 in seiner Streitschrift gegen Virchow und Du Bois-Reymond schrieb? Es sei ihm in dem Augenblicke, wo er eine abschüssige Bahn betreten will, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Auf Seite 74 der Broschüre: „Freie Wissenschaft und freie Lehre" schreibt Haeckel:

„Ich bin nichts weniger als Politiker. Mir fehlt dazu, im Gegensatz zu Virchow, ebenso das Talent und die Vorbildung, wie die Neigung und der Beruf. Ich werde daher weder in Zukunft eine politische Rolle spielen, noch habe ich früher jemals einen Versuch dazu gemacht. Wenn ich hier und da gelegentlich eine politische Aeußerung gethan oder eine politische Anhanwendung naturwissenschaftlicher Theorien gegeben habe, so haben diese subjektiven Meinungen keinen objektiven Werth. Im Grunde genommen habe ich damit ebenso das Gebiet meiner Kompetenz überschritten wie Virchow, wenn er sich auf zoologische Fragen und namentlich auf den Transformismus der Affen einläßt. Ich bin in der politischen Praxis ebenso Laie, wie Virchow im Gebiete der zoologischen Theorie. Uebrigens machen mich auch die Erfolge, welche Virchow während seiner zwanzigjährigen mühseligen, unerquicklichen und aufreibenden Thätigkeit als Politiker erzielt hat, wahrlich nach solchen Lorbeeren nicht lüstern."

Und heute, Herr Prof. Haeckel? — Wenn man sich selbst als Laie in einer Angelegenheit bezeichnet, wenn man selber zugiebt, kein Talent für Politik zu besitzen, so soll man sich auch nicht an die Spitze einer durch und durch politischen Kundgebung stellen und sich dadurch diskreditiren. Ne sutor ultra crepidam gilt auch für den berühmtesten Gelehrten, wenn er sich auf ein Gebiet begeben will, das für ihn eingestandenermaßen terra incognita ist.

Man sage doch nicht, daß bei dem herrschenden Bismarckkrobile nur die patriotische Dankbarkeit die Triebfeder der Handlungen ist. Es mag zugegeben werden, daß sie einen Theil der treibenden Kraft ausmacht, da Mancher im Volke annimmt, daß mit dem großen deutschen Staatsmann zu schroff verfahren wurde; aber allein ist sie es nicht. Es ist eine politische Pression auf die Regierung, eine moralische Diskreditirung des Staatsoberhauptes mit dem offenen oder auch geheimen Wunsch: man rufe den Altreichskanzler zurück! Nur keine Sophismen, nur keine Ausflüchte! Die Thatsache steht fest, daß Herr Professor Ernst Haeckel unter die oppositionellen — leider nicht liberalen — Politiker gegangen ist und hiermit nach seinem eigenen Urtheil „das Gebiet seiner Kompetenz überschritten hat". Herr Prof. Haeckel hat sich und seiner philosophischen Lehre hierdurch einen geradezu unberechenbaren Schaden zugefügt und einen großen Theil seiner Anhänger dadurch an sich bedenklich irre gemacht. Waren dieselben doch schon mit seinem bekannten Artikel: „Die Weltanschauung des neuen Kurses" in der „Freien Bühne" (1892, Heft 3) nicht ganz einverstanden und ließen denselben nur unwidersprochen, weil er sich gegen das unheilvolle Zedlitzsche Schulgesetz wandte.

In diesem eben citirten Artikel liegt aber auch die psychologische Erklärung des jetzigen Vorgehens des Jenenser Professors.

Wer das Glück hat, Herrn Professor Ernst Haeckel persönlich zu kennen, der weiß, wie zwei grundverschiedene Naturen in ihm ruhen: eine fast kindlich-naive Gutmüthigkeit, die es für ihn fast unerträglich macht, Jemanden leiden zu sehen — ein Zug, der den Jenenser Forscher geradezu unbezwinglich macht — und der heftig aufloderude, rücksichtslose Kampfesmuth, wenn es gilt, die Geistesfreiheit zu vertheidigen.

Augenblicklich ist Herr Professor Haeckel zwischen zwei Feuer gekommen, und sein gutes Herz hat ihn, der kein Politiker ist, zu einem unüberlegten politischen Schritt verleitet. Caprivi, die Verkörperung der Regierung, hatte die Freiheit des Glaubens angetastet, da loderte Haeckels Streitlust auf, Bismarck befindet sich bei Hofe in Ungnade, das rührt Haeckels Gutmüthigkeit. Er gedachte im Augenblick nicht der schlimmen Geisteskneechtung durch Bismarck, welche sich das Volk Jahrzehnte hindurch gefallen lassen mußte, er sah nur auf der einen Seite den neuen Angriff des Regierungsvertreters auf die Geistesfreiheit, auf der anderen den gestürzten großen Mann, und — sein mitleidiges Herz hatte gesiegt.

Der berühmte Jenenser Professor hat vorschnell gehandelt, zu dieser Erkenntniß wird er vielleicht selber kommen, wenn er erst wieder in seinem stillen Studierstübchen sitzt und sich die Folgen seines Vorgehens überlegt. Seinem guten Herzen macht der Schritt keine Unehre, aber neue Lorbeeren auf dem Gebiete der Politik hat er den unverwelklichen Ruhmeskränzen, die er sich durch seine großartigen Forschungsergebnisse erwarb, nicht errungen."

* * *

Fürst Bismarck bringt in seiner Polemik gegen seinen Nachfolger die seltsamsten Dinge fertig. Bekanntlich ließ der Fürst kurz nach seinem Rücktritt, am 24. April 1890, in den „Hamb. Nachr." schreiben, er sei „mit Herrn **von Caprivi** befreundet und wünsche es zu bleiben". Natürlich hat man jetzt dem Altreichskanzler vorgehalten, wie wenig er in der Folge nach jenen Worten gehandelt. Gegen diesen Vorwurf vertheidigt sich der Altreichskanzler jetzt in seinem Hamburger Blatt:

Nach der ganzen Boykottirung des Fürsten, wie sie sich in dem Erlaß vom 23. Mai 1890 kennzeichnet, und nachdem der neue Kurs sich immer mehr von dem alten entfernt hatte und dem Fürsten daneben die persönlichen kleinlichen Mittel, die gegen ihn in Anwendung gebracht wurden, mehr und mehr klar geworden waren, nachdem er also seinen Nachfolger selbst längere Zeit an der Arbeit beobachtet hatte, scheint allerdings eine Wandlung seiner Ansicht über ihn eingetreten zu sein. Der Fürst ist allmälig zu der Erkenntniß gelangt, daß die Unterstützung des Generals von Caprivi, zu der er einen ernsten Anlauf genommen hatte, nicht durchführbar sei, da der neue Kurs eben eine andere Richtung einzuschlagen begann. Die Nothwendigkeit, die bis dahin nicht vorgelegen hatte, die Politik eines großen Landes selbstständig zu leiten, rückte eben die Erscheinung des neuen Kanzlers allmälig in ein neues Licht. Das erste Urtheil über den General v. Caprivi als Reichskanzler war naturgemäß kein abschließendes; erst wenn Jemand seine Selbstständigkeit auf dem gespannten Seile des unabhängigen Ministers produzirt, läßt sich ein Urtheil über sein Gleichgewicht und seine Muskelkraft gewinnen.

Die Behauptung des Hamburger Blattes, daß Fürst Bismarck einen ersten Anlauf zur Unterstützung Caprivis genommen habe, ist wohl der Gipfel der „Arglosigkeit". Außer dem oben citirten Satz, den seiner Zeit die Wenigsten als aufrichtige Meinungsäußerung des grollenden Exkanzlers angesehen haben, läßt sich auch nichts anführen, was jene Behauptung stützen könnte.

Zu unserer Freude ist heute zu konstatiren, daß weder die Gemüthsstimmung des Fürsten Bismarck, noch die Wirkungen seiner Kur durch die ununterbrochene Preßfehde beeinträchtigt sind. In den „Hamb. Nachr." lesen wir ferner:

Was die Wirkung der amtlichen und offiziösen Angriffe gegen den Fürsten Bismarck auf diesen selbst anlangt, so können wir nur wiederholen, daß sie ihn weder „erregt" haben, noch ihm besondere „geistige Anstrengungen" verursachen, die seiner Badekur schädlich sein könnten. Diese Hoffnung (!) sollte man (wer?) je eher je besser aufgeben. Die Gegner überschätzen den Eindruck, den ihre Angriffe auf den Fürsten Bismarck auf diesen machen. Sie sollten sich nur vergegenwärtigen, daß ein Mann in den Jahren des Fürsten Bismarck, der seit 40 Jahren an größere öffentliche Angriffe, Verdächtigungen und Verleumdungen gewöhnt ist, einigermaßen abgehärtet gegen solche Dinge ist und im Gegentheil die Muße seines Badelebens gern damit ausfüllt, Kenntniß von der Fortdauer des Kampfes und der Kampfesmittel, dieswegen ihn angewendet werden, zu nehmen.

Endlich wird die „Westd. Allg. Ztg." wieder einmal von den „Hamb. Nachr." desavouirt; der von dem Kölner Blatt veröffentlichte, mit den größten Invektiven gegen Graf Caprivi angefüllte Artikel über „die Entlassung des Fürsten Bismarck" sei von letzterem „nicht veranlaßt" worden.

* * *

Nach einer Berliner Meldung der „Münchener N. N." wäre der Umstand, daß Fürst Bismarck weder von dem König von Sachsen noch von dem Prinzregenten von Baiern empfangen wurde, auf eine Anregung des Kaisers von Oesterreich zurückzuführen.

* * *

In einer Wiener Korrespondenz der Münchener „Allg. Ztg." werden die von uns bereits stark angezweifelten Gerüchte, welche die Versetzung des Herrn v. Radowitz nach Madrid und den angeblich bevorstehenden Rücktritt des Prinzen Reuß vom Wiener Botschafterposten mit dem Streitfall Caprivi-Bismarck in Verbindung brachten, energisch dementirt. Gleichzeitig wird aber bestätigt, daß der Rücktritt des Herrn v. Stumm mit dem jetzt in Deutschland wogenden Streit zusammenhängt.

An Stelle des Herrn v. Bülow, der Herrn v. Schlözer als Gesandten beim Vatikan ersetzt, wird, wie die N. A. Z. mittheilt, der bisherige Gesandte in Stockholm Dr. Busch nach Bern gehen. Für den Stockholmer Posten ist Graf Wedel, der seit seiner Kommandirung zum Auswärtigen Amt mehrfach als zukünftiger Botschafter in Petersburg und Paris genannt wurde, ausersehen.

---

* Für die **Weltausstellung in Berlin** regt es sich jetzt auch kräftiger in Süddeutschland. Eben kommt uns eine Nummer des „Fränk. Kur.", des einflußreichsten Blattes der stärksten Industriestadt Baierns, Nürnbergs, zur Hand, in dem von „unserem Vorhaben in Berlin" als etwas ganz Selbstverständlichem gesprochen wird. Vor acht Tagen hat eine freie Zusammenkunft in München sich für das Projekt ausgesprochen, und am 12. ds. hat, was viel bedeutsamer ist, die Handels- und Gewerbekammer von Oberbaiern sich einstimmig für die Weltausstellung erklärt. Zu diesem telegraphisch bereits gemeldeten Beschluß der offiziellen Vertretung der Geschäftswelt Münchens und Oberbaierns schreibt unser ✕-Korrespondent aus München: Der Kammer, die fast vollzählig erschienen war — sie besteht zur Hälfte aus Kaufleuten und Industriellen, zur anderen aus Gewerbetreibenden —, sag ein Rundschreiben des Deutschen Handelstages vom 27. Mai vor, in welchem auf die bekannte Aufforderung des Kollegiums der Berliner Aeltesten verwiesen war, Schritte zur Bildung eines Garantiefonds für die Berliner Weltausstellung zu thun. Referent hierüber war Kommerzienrath Franz Radspieler, einer der bedeutendsten Kunstindustriellen Münchens. Er faßte sich sehr kurz und betonte, daß seit dem Erlaß jenes Rundschreibens die Dinge wesentlich vorwärts geschritten seien, die Stadt Berlin 10 Millionen gezeichnet und die Reichsregierung sich zur Durchführung der Ausstellung entschlossen habe. Die Kammer habe sich bereits am 15. April und am 23. Oktober 1891 mit der Frage im Allgemeinen

---

Von den Columbusfesten.

(Von unserem Korrespondenten.)

Genua, 10. Juli.

[Nachdruck verboten.] Hotel du Parc.

[Ein Muster-Municipio. — Kein Defizit, keine Bettler, kein Matrosenelend, keine Radikalen, keine Herzens-Katastrophen, keine chronique scandaleuse. — Von der genuesischen Presse. — Die Genuesin, die Perle aller Italienerinnen. — „Traviata". — Eine Bierreise durch Genua. — Die Eröffnung der Ausstellung und die Frack-Legende.]

Während sie drunten in der Ausstellung noch zimmern und hämmern, anspacken und arrangiren, machen wir einen Rundgang durch Genua. Es ist eigentlich das erste Mal, daß Ihr Berichterstatter Gelegenheit hat, die „königliche Stadt" — real città, wie Tasso sie nennt — eingehender zu besichtigen, als durch das Fenster des Bahnhof-Restaurants. Und sie verdient es, denn ein seltsamerer Kontrast südlichen und nordischen Charakters dürfte in ganz Italien nicht wieder zu finden sein. Eine durch und durch exotische Landschaft; Palmen, Kastanien, Cypressen und Pinien allerorten sich durch das Häusermeer drängend, allerorten aus dem riesigen Amphitheater heranswachsend, das die Stadt den Bergen zu bildet — der südliche Typus der Bewohner, der immerhin italienische Zug des Straßenlebens, die engen Gassen mit den schmalen, thurmhohen Häusern und bei alledem wieder ein fast nordischer Ernst, der sich in allem kundgiebt und dem öffentlichen Leben Genuas ein dem Italiener fremdartiges Gepräge verleiht. Genua ist in der That — selbst ein durch Sachkenntniß nicht getrübter Blick" wird dies sofort erkennen — Genua ist eine der bestregierten, bestverwalteten Städte Italiens.*) Von dem Schlendrian eines römischen oder garneapolitanischen Municipio, wo immer von Zeit zu Zeit der königliche Kommissar den verfahrenen Karren der Stadtverwaltung in ein besseres Geleise zurückdrängen muß — keine Spur. Sogar der Name „Camorra", der in Mittel- und Süd-Italien so populär ist, soll den glücklichen Genuesen nur vom Hörensagen bekannt sein, und dies, obschon durchaus nicht die Antiklerikalen und Liberalen hier am Ruder sind, sondern die gemäßigten, die stark im „Sakristeigeruch" stehenden „Paolotti". Ein Beweis, daß die politische Gesinnung in Italien durchaus kein Barometer für die größere oder geringere administrative Befähigung ist. — Einen angenehmen Gegensatz zu andern italienischen Großstädten, insbesondere zur Hauptstadt, bildet ferner, eine natürliche Folge der musterhaften Verwaltung, das Fehlen eines städtischen Defizits und .... das Fehlen der Bettler. Wird es Einem in Rom oder Neapel schwer, fünfzig Schritte zu machen, ohne sechzig Mal angebettelt zu werden, so ist in Genua weit und breit kein „poveretto" oder Industrie-Krüppel zu erblicken, der sich anderswo wimmernd unter fürchterlichen Gesichtsverzerrungen an Einen heranschlängelt und dem armen Inglese (Sammelnamen für alle Fremden) einen nackten Armstumpf oder sonst ein unverhülltes verstümmeltes Glied unter die Nase hält. Ebenso vermissen wir zu unserer Freude alle die Hunderte und Aberhunderte armer kleiner Kerle, die Kinder des Elends und der Sünde, die sich Zimbhölzchen verkaufend und Almosen heischend, barfuß und zerlumpt Tag und Nacht zwischen Korso und Piazza Colonna herumtreiben, und im Sumpfe der Großstadt verkommen, ohne daß sich Staat, Gesellschaft oder Stadt um die Aermsten bekümmerten. Erst dann erinnert sich ihrer ja die Polizei, wenn sie, wie herrenlose Hunde, in Elend und Unwissenheit aufgewachsen, zum Diebe en gros oder zum Einbrecher werden — wenn der kleine Lazzaroni, den Niemand darüber aufgeklärt, was gut und böse, mit der Kette des Galeerensträflings beladen, in den Bagno wandern muß. Hier in Genua — ich kann es nicht hindern, daß mein Brief zur Apotheose wird — hier bringt man klug den Konsequenzen vor, die ein solcher Zustand der Dinge mit sich führen muß. Da sind eine Menge Spitäler und Kinder-Asyle, die ihre Entstehung zum guten Theil den Millionen der wohlthätigen Herzogin von Galliera verdanken, und im Uebrigen legt die Polizei den gewerbsmäßigen Bettlern das Handwerk, indem sie die Alten und Krüppel, sehr gegen deren Willen, in Alters-Asylen und ähnlichen Anstalten internirt. Die öffentliche Sicherheit ist infolge all' dieser trefflichen Maßregeln denn auch eine nahezu vollkommene. Und dabei ist Genua bekanntlich der größte Seehafen Italiens und es fehlt gewiß nicht an internationalen Seemanns-Elementen, die in London, Hamburg, Newyork oft der Schrecken der friedlichen Bürger sind. Dem ernsten, ruhigen, jeden rohen Lärm abgeneigten Genuesen gegenüber kommt aber selbst der whiskykrohsie englische Matrosenmob nicht auf, und sogar im Seemannsviertel herrscht darum, mit Ausnahme gelegentlicher enfamille-Prügeleien von Ausländern, eine idyllische Ruhe.

Der behagliche Sinn, das Bewußtsein eigener Würde und Superiorität kommt hier übrigens fortwährend zum Ausdruck, denn nicht mit Unrecht heißt Genua „la superba", die Stolze. Es liegt fast etwas englisch Abgemessenes im Wesen des Genuesen, des reichen Kaufherrn sowohl, wie des kleinen Bürgers,*) ein gewisser vornehmer Zug, der sich namentlich in instinktivem Widerwillen gegen alles Excessive äußert. Und gerade dieser Umstand mag vielleicht dazu beigetragen haben, daß Genua in politischer Beziehung stets eine Hochburg der Gemäßigten geblieben ist, daß die irredentistisch-radikale und republikanische, wie die sozialistische Agitation hier niemals Wurzel gefaßt hat, trotz der eigenen republikanischen Traditionen der Stadt. Ganz im Gegensatze zu den übrigen Großstädten Italiens, kennt man darum auch keine Chronique scandaleuse — denn es geht hier genau wie in der glücklichen Republik von S. Marino: Es tragen sich weder Ehebruchs- noch Eifersuchtstragödien zu, noch geben die Weiber den Männern, noch die Männer den Weibern durch, noch lassen sich die lieblichen kleinen Genueserinnen entführen, noch begeben sich anderweitige Herzens-Katastrophen. Gott bewahre — man ist in Genua moralisch, furchtbar moralisch, was natürlich durchaus nicht dagegen verstößt, daß die Damen der Stadt, nach italienischer Sitte, selbst der freisten Unterhaltung ohne geheuchelte Prüderei folgen. In der Genueser Presse spiegelt sich die im Allgemeinen so temperirte Stimmung des öffentlichen Lebens wieder. Zwei Blätter kommen da als charakteristisch für die städtischen Strömungen, besonders in Betracht — der gemäßigte „Secolo XIX.", dessen Chefredakteur der seinerzeit aus Berlin ausgewiesene sympathische und geistreiche Herr Paronelli ist, und der liberale (antiklerikale)

*) Sindaco ist gegenwärtig der ebenso treffliche als schneidige Herr Podestà.

*) Charakteristisch ist, daß in Genua, im Gegensatz zu den meisten anderen Städten Italiens, im Allgemeinen nicht „gehandelt" wird,